

Nr. 178 Bydgoszcz, 6. August Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Limousine Mr. Wyatts raste durch die Nacht. Erschreckte Chinesen, die erst jetzt von ihrer Arbeit nach Hause gingen, sprangen fluchtartig zur Seite. Mit hundert Kilometer Geschwindigkeit raste der Wagenlenker durch die Allee des Königsparkes.

„Wir müssen noch die letzte Fähre erreichen“, rief Mr. Wyatt seinem chinesischen Chauffeur durch das Sprachrohr zu.

Eine Stunde später saß Mr. Wyatt vor Hun Schang, dem Comprador der Anglo China Bank. Er hatte ihn trotz der späten Stunde noch in seinem Office angetroffen. Für Chinesen schien es keine Arbeitsruhe zu geben, selbst während der Nacht nicht.

Es war jetzt in Amerika noch nicht sechs Uhr abends, die letzten Newyorker Kurse mußten also jede Sekunde eintreffen. Dann würde es noch zwei Stunden lang Arbeit geben, bis alle Geschäfte mit den Vereinigten Staaten abgewickelt waren. Um vier Uhr früh Hongkonger Zeit wurden die ersten Morgenkurse aus London per Kabel durchgesagt, da mußte Hun Schang schon wieder auf dem Posten sein.

„Eine wichtige Sache, mein ehrwürdiger Bruder?“ begann Hun Schang. „Ich sehe es an deinem Gesichte, das erregt und besorgt ist. Es ist nicht gut, in China sein Gesicht zu zeigen. Meine Geschäfte wären verloren, wenn ich es tun würde.“

„Es wird morgen eine europäische Dame kommen“, sagte Mr. Wyatt, ohne auf die Anrede Hun Schangs zu hören“, mit einem Scheck auf eine größere Summe. Der Scheck ist von Mr. Jeffrey gezeichnet.“

„Die Jeffrey-Werke sind gut“, meldete der chinesische Comprador bedächtig. „Auch seine Waren sind gut.“

„Es ist möglich, daß die Unterschrift auf diesem Scheck gefälscht ist. Wie lange braucht ihr, um dies festzustellen?“ fragte Mr. Wyatt.

„Unter Umständen genügt ein telefonisches Gespräch mit Amerika“, war die Antwort.

„Ich wünsche aber, daß die Unterschriftsprüfung einige Tage in Anspruch nimmt“, warf Mr. Wyatt ein und sah Hun Schang bedeutsam an.

„Ich sagte schon, unter Umständen“, war die Antwort. „Diese Angelegenheit erledigt Tscheng Ta, mein erster Gehilfe.“

Ein Diener hatte zwei Tassen Tee gebracht, es war jener grüne Tee Yunnams, den die Chinesen gewöhnlich vor jedem Weißen verleugnen.

„Ich habe einen Auftrag für Sie, Hun Schang“, fuhr Mr. Wyatt nach einer längeren Pause fort.

Hun Schang verbeugte sich leicht, verriet aber nicht das geringste Interesse. „Der Mexiko Dollar wird morgen in Schanghai um sieben Punkte tiefer stehen“, meinte er gleichgültig und sah Mr. Wyatt blinzelnd an. „Ist es das, ehrwürdiger Herr?“

„Es geht nicht um den Silberkurs aus Schanghai“, gab Mr. Wyatt zur Antwort. „Sie werden heute Nacht für mich größere Dinge erledigen, Hun Schang. Sie werden für mich in Amerika die Jeffrey Works verkaufen.“

„Verkaufen? Sie besitzen Anteile?“

„Noch nicht. Wir werden Sie kaufen, Hun Schang. Und wir werden sie um jeden Preis verkaufen, verstehen Sie, um jeden Preis. Wir werden sämtliche Warenvorräte kaufen, aber nur, um sie in der ganzen Welt zu verschleudern. Wir werden die Zeitungen bezahlen. Wir werden die Wechsel der Jeffrey Works um ein Viertel ihres Nennwertes auf allen Börsen Amerikas anbieten.“

„Ich verstehe dich, ehrwürdiger Bruder“, gab Hun Schang zur Antwort. „Tscheng Ta versteht sich auf diese Manöver. Aber ich fürchte, du wirst die Jeffrey-Works überzahlen. Du wirst mehr Geld opfern, als die Werke heute wert sind. Dann steht der Einsatz nicht mehr dafür.“

„Ich will das Fünffache von dem opfern, was sie wert sind“, entgegnete Mr. Wyatt mit Nachdruck. „Ich sagte dir, es geht um kein Geschäft.“

„Ich versteh dich jetzt erst ganz“, sagte der Chinese. „Es geht um den Scheck, der morgen eingelöst werden soll. Dieser Scheck muß seinen Wert verlieren. Und eine Dame wird diesen Scheck vorlegen. Ich habe alles verstanden, nur nicht den Wert, den ihr Weißen einer Frau beilegt. Darf ich dir noch eine Tasse Tee von dem edelsten Gewächs anbieten, das China hervorbringt?“

Mr. Wyatt trank noch eine Tasse mit Hun Schang.

„Ich werde deine Antwort im Peak-Hotel erwarten“, sagte er zum Abschied.

„Es wird die Antwort sein, die du wünschst.“

Hun Schang verneigte sich. Dann strich er sich den Ärmel seines Kimonos zurück und langte nach dem Telefon.

*

Fred Jeffrey saß in seinem Büro, das im ersten Stockwerk der Betriebsleitung seiner Werke untergebracht war. Die Vorderwand seines Zimmers bestand aus durchsichtigem Glas. Von seinem Schreibtisch aus konnte Fred Jeffrey die unabsehbare Zahl der vier Stock hohen Werkshallen übersehen. Zwischen den einzelnen Gebäuden fuhren kleine Lokomotiven, die lange Reihen offener Lastwagen hinter sich herzogen. Der freie Blick in den Himmel war durch einen Wald von Schloten versperrt. Das Brummen der schweren Dieselmotoren, das Hämmern und Kreischen der Stahlsägen und Preßmaschinen drang durch das Fenster bis zu Fred Jeffrey.

Der junge Werkleiter liebte diese Musik. Es war die Sinfonie seines Lebens. Arbeit!

Von ferne ertönte das Geheul einer Sirene. Schichtwechsel!

Im Nu waren die Gleise zwischen den einzelnen Arbeitshallen mit Menschen dicht gefüllt. Die Massen strebten dem Ausgange zu.

Fred Jeffrey liebte dieses Schauspiel. Er stellte sich vor das Fenster und sah den vorbeiziehenden Arbeitern entgegen. Er beobachtete die Gesichter dieser Menschen. Sie waren nicht abgespannt und müde, sie schienen ihm freudig und lebhaft. Viele sahen zu ihm herauf, die Kappen flogen vom Kopf. Fred Jeffrey winkte zurück.

Das Telefon schrillte. Fred Jeffrey ließ sich ruhig in den gepolsterten Kippstuhl nieder und nahm den Hörer zur Hand. Sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. Dann schüttelte er den Kopf und legte den Hörer wieder auf. Seine rechte Hand suchte einen Taster.

„Ich lasse die Herren von der Bankabteilung und die Leiter der kommerziellen Büros bitten", befahl er dem eintretenden Diener.

Wenige Minuten später waren die Herren um ihn versammelt. Das Telefon ging jetzt jede Minute. Es war Fred Jeffrey nicht möglich, seinen Mitarbeitern einen zusammenhängenden Bericht zu geben.

„Man ist auf den Börsen toll geworden. Ein unbekannter Gegner hat sich in den letzten zwölf Stunden ausschließlich mit unseren Werken befaßt. Sollte Brown Bovery den alten Kampf wieder aufgenommen haben? Ich sehe keine Veranlassung, nachdem wir unsere Werkzeuge nicht mehr durch die eigene Verkaufsorganisation nach dem Auslande verkaufen. Ich werde Mr. Bovery selbst fragen."

Wenige Minuten später war die Verbindung hergestellt. Mr. Jeffrey in Buffalo sprach mit Mr. Bovery in Chikago.

„Ich sehe, daß Sie unsere Abmachung nicht eingehalten haben", sagte Fred Jeffrey.

„Ist denn bei Ihnen der Teufel los?" brüllte eine fettige Stimme zurück. „Wir sind selbst von der Baisse überrascht worden. Das haben Sie von Ihrer blödsinnigen Gewinnbeteiligung der Arbeiter. Wahrscheinlich haben Sie Ihre eigenen Aktionärgruppen zu sehr am Gewinn beschnitten. Wir haben keinen einzigen Auftrag gegeben. Wie die Dinge jetzt stehen, müssen wir uns sofort decken. Sie müssen sich auf einen scharfen Kampf gefaßt machen."

„Es muß ein Narr sein", sagte der Chefingenieur Mr. Swift zu Fred Jeffrey. „Wir sind jederzeit in der Lage, auf unsere Warenbestände Kredite bis zu 18 Millionen Dollar aufzunehmen. Es ist unmöglich, uns auszuhungern."

Wenige Minuten später war man mit den großen Newyorker Banken in Verbindung. Mr. Swift atmete auf. „Wir bekommen 50 Prozent auf unsere Lager. Unsere Lager sind vorige Woche mit 36 Millionen Dollar beziffert worden. Inzwischen sind die Bestände um vier Millionen Dollar erhöht worden."

Fred Jeffrey hatte nicht mehr hingehört. Aus allen Gegenden Amerikas, ja sogar schon aus London liefen die ersten telefonischen Meldungen ein. Überall in der Welt wurden die Waren der Jeffrey-Works auf den Markt geworfen, soweit sie nicht mehr im Besitz der Werke waren, verschleudert.

An diesem Nachmittag kam die erste Ablehnung. Die großen Newyorker Banken sperrten den Kredit. Alte Forderungen wurden präsentiert.

In der Wechselabteilung häufte sich die Korrespondenz. Noch ging die Arbeit ihren Gang, die Schichten wechselten einander ab, als ob nichts geschehen wäre. Aber die Arbeiter machten ernste Gesichter. In den Arbeitervierteln standen die Frauen vor den Geschäften und steckten die Köpfe zusammen. Drei Tage nach dem ersten Telefongespräch lief der letzte Kohlenzug ein. Auf den Halden lagen nur mehr Vorräte für drei Tage.

Das furchtbarste war, daß niemand wußte, wo der Gegner stak. Ob Mr. Bovery oder die Mercur-Bank Ltd. die Jeffrey Werke kaufen wollten? Dann hätten sie aber schon ein Angebot gemacht. Die Jeffrey-Works waren längst mürbe geworden. Unsummen waren auf den Weltbörsen verloren. Die Opfer mußten größer sein als der Wert der Stahlwerke.

Also doch ein Narr . . .?

Fred Jeffrey kam es wie eine Erleuchtung. Der Scheck? Nirgends in der Welt wurde ein Scheck präsentiert, der die Jeffrey-Werke auch nur in Verlegenheit gebracht hätte. Die kommerzielle Leitung der Werke wäre sofort in Kenntnis gesetzt worden. Mr. Jeffrey dachte auch nicht an den Scheck. Er dachte an Mr. Wyatt.

Er dachte an Grete. Sie wäre ein Mädchen gewesen, würdig dieses Einsatzes auf Tod oder Leben. Wo war sie geblieben? Warum hatte sie nichts mehr von sich hören lassen?

Fred Jeffrey dachte nach. Grete war in China.

Sein Blick glitt durch das riesige Fenster hinaus über die Schlote und Hallendächer. Er dachte an den Tag, an dem ihn sein Vater in den Betrieb einführte, der damals erst in den ersten Anfängen steckte. Er war erst siebzehn Jahre alt gewesen, ein Alter, in dem die anderen Sport betrieben, oder in die Schule gingen. Damals trat er als Lehrling in die Schmiedewerkstätte ein. Damals bekam er eine Idee von den Plänen seines Vaters. Es war eine geniale Idee, die Werke für den Arbeiter zu führen und nicht für den Unternehmer. Er dachte an den Tag, an dem sein Vater unter die Presse geriet.

Es war also Mr. Wyatt, der den Kampf heraufbeschworen hatte. Fred Jeffrey erinnerte sich an das Gespräch auf dem Schiff. Er hatte die Gefahr unterschätzt. Mr. Wyatt wurde von ihm nicht für einen Narren gehalten. Auch nicht für einen Teufel. Jetzt war es zu spät. Jetzt konnte er weder diesem deutschen Mädchen helfen noch sich selbst.

Um vier Uhr nachmittags kam der Vertreter der Regierung. Eine Stützungsaktion war abgelehnt worden. In erster Linie auf Grund der Haltung der amerikanischen Presse, die eindeutig gegen die Experimente Fred Jeffreys Stellung genommen hatte. Nur einige kleinere Blätter wagten es, das Ganze als raffiniertes Manöver einiger Großbanken hinzustellen. Den Ausschlag gab die Newyorker Börse am nächsten Freitag. Die Papiere aller Unternehmungen krachten herunter, die mit den Jeffrey-Works in Verbindung standen. Jetzt begann die allgemeine Flucht. Wechsel der Jeffrey-Works wurden um ein Zehntel ihres Wertes angeboten. Die Warenlager waren gepfändet. Der Skandal griff auf Europa über.

Um zehn Uhr nachts, an jenem schwarzen Freitag sollt der letzte Ofen angestochen werden. Kein Ofen, der angestochen war, wurde mehr frisch beschickt.

Fred Jeffrey schloß seinen Schreibtisch, setzte seinen Hut auf und ging hinüber in die Gießerei. Die Arbeiter hatten in dem Lehmboden vom Ofen zu den Formen einen Graben geschaufelt. In diesem Graben sollte das flüssige Eisen fließen.

Nun wurde der Ofen geöffnet. Eine feurige Masse zischte und sprühte zur Erde, wälzte sich durch den Graben. Trübe Schlacken trieben oben in dem rotgleißenden Strom.

Plötzlich schrien einige Arbeiter auf, ein Gußmeister versuchte die Gestalt zu fassen, die vornüber in den glühenden Strom stürzte. Es war Fred Jeffrey. Dort wo er gestanden, zischte nur noch Rauch auf . . .

„Genau an dieser Stelle stand vor fünfzehn Jahren die Presse, in der sein Vater den Tod fand", sagte ein alter Arbeiter.

Die Leute zogen die Kappen von den Köpfen. Zwei junge Arbeiter wollten nach der Tragbahre springen. Doch der Meister schüttelte mit dem Kopf.

*

Zwei Tage später stand ein junges Mädchen vor dem Schalter der Anglo China Bank in Hongkong.

„Kann ich den Scheck heute ausbezahlt erhalten?"

„Wir bedauern sehr", war die höflich gegebene Antwort des jungen Beamten", der Scheck kann nicht ausgezahlt werden."

„Ist die Unterschrift immer noch nicht geprüft?" fragte die fremde Dame.

„Die Antwort ist heute eingelangt. Die Unterschrift ist echt. Aber der Scheck ist wertlos, zu unserem Bedauern, absolut wertlos. Über die Jeffrey-Werke ist der Konkurs

verhängt. Was noch vorhanden ist, wird von den Bethlehem-Steelworks angekauft und still gelegt. Wir bedauern wirklich . . .“

Das ist das Ende, sagte sich Grete Illin[illegible] die Bank verließ. Das Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Die beste Milchkuh.

Erzählung von M. Stahl.

Es ist schon eine Reihe von Jahren her, daß sich dieses Geschichtchen in einem Dorfe des Münsterlandes zutrug.

Auf Holtkamps Hof, der einer der größten in der ganzen Umgebung war, saß seit einiger Zeit ein Mann, der nicht aus der Gegend stammte, sondern den stark verschuldeten Hof durch Kauf in seinen Besitz gebracht hatte. Es hieß, der neue Besitzer, der sich da auf dem schönen Anwesen breitmachte, hätte früher selber als Knecht gedient. Kein Mensch wußte, wie er zu dem Gelde gekommen war, mit dem er den Hof erworben hatte. Es wollte ihm nicht gelingen, unter den Bauern der Gegend heimisch zu werden, obgleich er gelegentlich im Wirtshause den Freigebigen spielte und gegen jedermann ausnehmend freundlich und herablassend war. Man traute ihm nicht recht und sah ihn, wie man dortzulande sagt, lieber von hinten als von vorn.

Nach und nach tauchten allerlei Gerüchte über Wilm Henzen, den Eigentümer des Holtkampschen Hofes, auf. Es sollte da in mancher Hinsicht nicht mit rechten Dingen zugehen. Besonders hartnäckig aber behauptete sich das Gerücht, die Milch, die Henzen in die Kreisstadt lieferte, würde vor dem Abtransport gehörig getauft. Einmal hatte jemand im Wirtshause auf diese Panscherei angespielt, aber Henzen hatte sich darauf berufen, daß bei den hier und da ausgeübten Kontrollen seine Milch immer normalen Fettgehalt aufgewiesen habe. Im übrigen werde er gegen jeden, der das Gerücht weiterverbreite, gerichtlich vorgehen.

Trotzdem verkaufte Henzen einige Wochen später das Besitztum an einen Jungbauern aus dem Nachbardorf und verschwand sang- und klanglos, wie er gekommen war, wieder aus der Gegend. Und das kam so.

In einer frostklirrenden Winternacht klopft es an Henzens Kammerfenster. So lange, bis der Bauer aus tiefem Schlafe erwacht. „Henzen, du mooß fix upstaohn!“ ruft jemand draußen. Der Stimme nach zu urteilen, ist es Karl, Henzens Großknecht.

„Was ist denn los?“ fragt er ärgerlich zurück.

„Diene beste Miälkkoh häw 'ne Runkel in 'n Hals krieggen . . .!“

Mit einem Satz fährt da Henzen aus dem Bett, zieht hastig die Hose an und stürzt barfuß über den Hof zum Stall hinüber. Wenn ihm das wertvolle Tier erstickte . . .! Es wäre ein schwerer Verlust für ihn.

Die Tiere wenden schwerfällig die Köpfe, als er mit der Laterne den Stall betritt. Aber seine beste Milchkuh liegt behaglich wiederkäuend da und auch sonst ist im Stall alles in bester Ordnung. Da wird es ihm denn klar, daß man ihn gefoppt hat, und er klettert schimpfend die Treppe zur Knechtekammer hinauf. Aber die Knechte sind, als sie endlich aufwachen, höchlichst erstaunt und wissen von gar nichts.

Fluchend zieht da Henzen wieder ab und geht ins Haus zurück. Es scheint ihm, als höre er irgendwo im Dunkeln etwas flüstern und kichern. Wehe, wenn er den erwischt, der ihm diesen Streich gespielt hat! Verdrießlich kriecht Henzen wieder ins Bett.

Am Morgen geht er auf den Hof hinaus, um sich an der Pumpe zu waschen. Aber die Pumpe gibt keinen Tropfen Wasser her, und der Schwengel läßt sich kaum auf und nieder bewegen. Zuerst glaubt er, daß sie mal wieder zugefroren ist, obgleich er das Rohr mit Stroh hat umwickeln lassen. Dann aber stellt er fest, daß im Zuleitungsrohr der Pumpe eine wohlgeratene Runkelrübe steckt . . .

Seitdem konnte er sich nirgends mehr sehen lassen, ohne daß man sich nach dem Befinden seiner besten Milchkuh erkundigte. Und das ist ihm schließlich doch auf die Nerven gegangen.

Hoher Sommer.

Von Hans Gottschalk.

Wie brennt der Mohn am Roggenrain.
Die Hummel summt im Wiesenklee.
Die Bachstelz tanzt am Kieselstein.
Ein Liebestraum ist in der Näh.

Nach Brote duftet das Gewann.
Kartoffelfurchen laufen weit.
Ein Triller fliegt den Himmel an.
Es liegt ein Dorf in Seligkeit.

Ein Wald steht auf und stimmt den Psalm.
Der Segen blitzt aus Korn und Spelt.
Der Mittag wogt im gelben Schwalm.
Ein Garbentraum geht durch die Welt.

Eine Eins mit 600 Nullen.

Staunenswerte Vergleiche von großen Zahlen.

Die meisten Menschen machen sich gar keinen Begriff davon, was große Zahlen, wie Millionen und Billionen, bedeuten. Schon eine Million ist eine Zahl von der wir uns nur schwer eine Vorstellung machen können.

Man stelle sich vor, es würden eine Million Menschen in einem Abstande von je einem Meter hintereinander Aufstellung nehmen und sich dann in Marsch setzen. Die Menschenschlange wäre so lang, daß sie von Hamburg bis nach Basel reichte. Würde in jeder Sekunde eine Person an uns vorbeimarschieren, so dauerte es 11½ Tage, bis der letzte Mann vorbeimarschiert wäre.

Ein Millionär, der sein Vermögen in Einmarkstücken angehäuft hätte und diese zählen wollte, würde vier Tage und vier Nächte ununterbrochen zählen müssen, wenn er in jeder Sekunde drei Markstücke zählte. Ein hundertfacher Millionär brauchte ein ganzes Jahr dazu.

Und nun erst die Milliarde!

In Amerika gibt es Milliardäre, die also ein Vermögen von tausend Millionen besitzen. Das Zählen einer Milliarde in Einmarkstücken würde bei ununterbrochener Tag- und Nachtarbeit zehn volle Jahre beanspruchen, wenn man in jeder Sekunde drei Mark zählte.

Aber bis zu einer Billion ist noch ein sehr weiter Schritt. Tausend Milliarden sind dazu nötig. Zehntausend Jahre hätte ein Mensch daran zu zählen, wenn er in jeder Sekunde nur 1, 2, 3, aussprechen würde, ohne dabei die großen Zahlen zu nennen. Der ganze Goldwert auf der Erde beträgt kaum den zwanzigsten Teil einer Billion in geprägten Münzen, nämlich nur 15 000 Tonnen, während das Gewicht einer Billion in reinem Golde rund 360 000 Tonnen erreicht. Zur Fortschaffung einer Billion Goldmark wären 17 900 Güterwagen von je 20 Tonnen Tragfähigkeit oder 358 Eisenbahnzüge von je 50 Güterwagen der größten Tragfähigkeit nötig.

Das Verhältnis einer Million zu einer Billion erkennt man besonders deutlich, wenn man sich ausrechnet, daß eine Million Sekunden in rund vier Monaten vergehen, daß aber zu einer Billion Sekunden mehr als dreißigtausend Jahre erforderlich sind, daß also das Menschengeschlecht in geschichtlicher Zeit noch keine Billion von Sekunden erlebt hat. Da kommt es einem geradezu komisch vor, daß man in der Inflationszeit Billionen von Mark in der Hand gehabt haben soll.

Wir müssen in die Astronomie gehen, wenn wir reelle Beispiele für den Unterschied zwischen Million und Billion haben wollen. Wie wir wissen, beträgt der Abstand Sonne—Erde rund 150 Millionen Kilometer. Ein Eilzug von 100 Kilometer Stundengeschwindigkeit hätte über 170 Jahre zu fahren, um von der Erde zur Sonne zu gelangen. Betrüge der Abstand Erde—Sonne eine Million Kilometer, so würde die Sonne über 6000 mal weiter entfernt sein und

unser Eilzug brauchte über eine Million Jahre, um [illegible] zu gelangen.

In der Astronomie sind eine Billion Kilometer aber nur ein Katzensprung im Vergleich zu den großen Entfernungen der Fixsterne unter sich. Unser nächster Fixstern ist schon 34 Billionen Kilometer von uns entfernt, also 220 000 mal weiter als die Erde von der Sonne. Die Astronomen rechnen daher mit Lichtjahren, um die großen Zahlen zu vermeiden. Ein Lichtjahr entspricht einer Entfernung von 9½ Billionen Kilometer, und unser Begriffsvermögen reicht nicht aus, zu erfassen, daß die entferntesten Weltinseln, die man bis jetzt entdeckte, mehrere 100 Millionen Lichtjahre von unserer Milchstraße entfernt sein sollen. Ebenso unbegreiflich wird uns bei unserem menschlichen Verstande der Begriff der Trillion und der höheren Potenzen. Ein Trillion ist das Millionenfache einer Billion, also eine Eins mit 18 Nullen. Eine Quadrillion ist eine Eins mit 24 Nullen, und so kann man beliebig weit gehen. Eine Centesillion, die 600. Potenz von zehn, würde eine [illegible] mit 600 Nullen sein.

Johann Peter Hebel:

Der schlaue Husar.

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegenging, 100 Gulden für geliefertes Heu eingenommen hatte und heimtragen wollte. Deswegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Branntwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Batzen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und beteuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreuzer im nächsten Dorf ausgegeben und nichts mehr übrig habe. „Wenn's nur nicht so weit von meinem Quartier wäre", sagte hierauf der Husar, „so wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du nichts hast und ich nichts hab', so müssen wir den Gang zum heiligen Alphonsus doch machen. Was er uns heute beschert, wollen wir brüderlich teilen. Dieser Alphonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an und versicherte unterwegs seinem Begleiter so nachdrücklich, der heilige Alphonsus habe ihn noch in keiner Not stecken lassen, daß dieser selbst anfing, Hoffnung zu gewinnen. Vermutlich war in der abgelegenen Kapelle ein Kamerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alphonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt", sagte er seinem Begleiter ins Ohr, „jetzt hat mir der Heilige gewinkt." Er stand auf, ging zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche müsse er schon stecken." Er zog auch wirklich zum Erstaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und teilte mit ihm versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein; und es war ihm gar recht, daß der Husar die Probe noch einmal machte. Alles ging das zweite Mal wie zuerst. Nur kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alphonsus auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie stecken." Der Bauer wurde totenblaß, als er dies hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heiligen Alphonsus haben und nachsehen. Alphonsus habe ihn noch nie getäuscht. Wohl oder übel mußte er seine Taschen umkehren und leermachen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein; und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine hundert Gulden mit ihm teilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.



Bunte Chronik



Blitzheiraten, weil die Welt untergeht.

Die Marsopposition bedeutete für 900 junge Paare in Mexiko ein glückbringendes Ereignis. Ein Prophet hatte verkündet, daß der Weltuntergang unmittelbar bevorstünde. Junge Paare, die bis dahin nur verlobt waren, ließen sich eiligst von einem Priester trauen. Eltern, die bisher ihre Zustimmung zu der Verheiratung ihres Kindes verweigert hatten, gaben angesichts des Weltuntergangs schnell ihr Jawort. Zwischen Glück und Angst wurden die Hochzeiten im Eilschritt gefeiert. Viele Paare verzichteten auf eine Hochzeitsreise, weil es sich nicht mehr lohnte. Da die Welt noch einmal heil geblieben ist, machen sich jetzt die ersten Reueempfindungen über das vorschnelle Heiraten geltend.

Blitz löst Sirenengeheul aus.

Die Einwohner von Bordeaux erlebten eine schreckliche Nacht. Ein schweres Gewitter ging gegen 2 Uhr nachts über der Stadt nieder. Plötzlich ertönte das Alarmsignal des zivilen Luftschutzes. 400 000 Menschen sprangen aus den Betten und blickten erschreckt aus den Fenstern heraus. Die wildesten Gerüchte verbreiteten sich in ungeheurer Schnelligkeit. Die ängstlichsten Gemüter glaubten, ein Krieg sei ausgebrochen. Bei der Polizei hagelte es Anrufe. Die Straßen füllten sich, obwohl es wie aus Kübeln vom Himmel goß, mit Menschen. Schließlich erfuhren die Einwohner, daß es sich um einen blinden Alarm handelte. Die Natur hatte sich gleichsam mit der Stadt Bordeaux einen Scherz erlaubt. Ein Blitz schlug in das Postgebäude ein und löste das Alarmsignal aus. Eine Stunde später legten sich die Einwohner wieder beruhigt in ihre Betten.

Lexikon auf der Visitenkarte.

Ein Brüsseler Buchdrucker stellte in dreijähriger Arbeit ein Miniaturlexikon der vlämischen Sprache her. Das Buch umfaßt nur eine einzige Seite und die Seite ist nicht größer als eine normale Visitenkarte. Das Lexikon kann nur mit einer Lupe gelesen werden.



Lustige Ecke



Der Blumenliebhaber.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmann T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: w zast. Arno Ströse.
Zarządzający zakładem graficznym:
Hermann Dittmann, Bydgoszcz.